

Dresdner Journal.

für die Gesamtleitung verantwortlich: Hofrat Otto Banck, Professor der Literatur- und Kunstgeschichte.

Annahme von Ankündigungen auswärts:

Leipzig: Fr. Brandstetter, Kommissionsdrucker des Dresdner Journals; Hamburg-Berlin-Wien-Leipzig-Basel-Brüssel-Frankfurt a. M.: Haasenstein & Vogler; Berlin-Wien-Hamburg-Frankfurt a. M.-München: Ad. Mose; Paris-London-Berlin-Frankfurt a. M.-Stuttgart: Duncker & Co.; Berlin: Invalidentank; Breslau: Emil Kabisch; Hannover: C. Schüneler; Halle a. S.: J. Barck & Co.

Herausgeber:

Königl. Expedition des Dresdner Journals, Dresden, Zwingstraße 20. Fernsprech-Anschluss: Nr. 1295.

Bezugspreis: Für Dresden vierteljährlich 3 Mark 50 Pf., bei den Kaiserl. deutschen Postanstalten vierteljährlich 3 Mark; ausserhalb des deutschen Reiches tritt Post- und Stempelzuschlag hinzu. Einzelne Nummern: 10 Pf. Ankündigungsgebühren: Für den Raum einer gepalteten Zeile kleiner Schrift 20 Pf. Unter „Kingsoads“ die Zeile 50 Pf. Bei Tabellen- und Ziffernsatz entspr. Aufschlag. Erscheinen: Täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage abends. Fernsprech-Anschluss: Nr. 1296.

Ämtlicher Teil.

Dresden, 9. Mai. Se. Majestät der König haben Allerhöchstdiät geruht, dem Premierlieutenant im 3. Infanterie-Regimente Nr. 102 „Prinz-Regent Luitpold von Bayern“ Himmernann die Erlaubnis zur Anlegung der demselben verliehenen 4. Klasse des Königlich Bayerischen Verdienst-Ordens vom heiligen Michael zu erteilen.

Se. Majestät der König haben Allerhöchstdiät geruht, den nachgezeichneten Offizieren und Unteroffizieren des 1. Jäger-Bataillons Nr. 12 die Erlaubnis zur Anlegung der demselben verliehenen Ordens u. Dekorationen zu erteilen und zwar: des Ritterkreuzes 2. Klasse des Herzoglich Sachsen-Ernestinischen Hausordens: dem Premierlieutenant Kyser, der zu diesem Orden gehörigen silbernen Verdienst-Medaille: den Feldwebeln Verpup und Kirbach, den Bieefeldwebeln Evermann und Keller, sowie dem Sergeanten (Hornist) Kömisch.

Nichtamtlicher Teil.

Telegraphische Nachrichten.

Madrid, 10. Mai. (Tel. d. Dresdn. Journ.) Im Senat wurde gestern ein königliches Dekret vorgelesen, welches dem General Faban den Rest seiner Festungstrafe erläßt.

Lissabon, 10. Mai. (Tel. d. Dresdn. Journ.) In der Kammer teilte der Marineminister mit, die russische Regierung habe erklärt, daß keine Expedition nach dem Nordpol ausgedacht sei und daß sie selbst von der Ausrichtung einer besonderen Expedition nichts wisse. Der Minister erklärte ferner, die portugiesische Expedition nach dem Nordpol zum Hauptling Sougounano sei ins Werk gesetzt, um die Übernahm der Schatzkammer, welche durch Vertrag anerkannt seien, mehr Nachdruck zu geben.

London, 10. Mai. (Tel. d. Dresdn. Journ.) Se. Majestät die Königin hat infolge leichter Unwohlens die Zimmer.

Bei der Parlamentarwahl in Bristol wurde gestern für den verstorbenen Gladstonianer Casham der Gladstonianer Joseph Weston mit 4775 Stimmen zum Mitglied des Unterhauses gewählt. Der konservativ Gegenkandidat Inskip erhielt 1900, der Arbeiterkandidat Wilson 602 St.

Dresden, 10. Mai.

Zur Währungsfrage.

Gold und Silber waren die beiden Statthalter im Reiche König Mammons, welche sich Jahrtausende lang in der Herrschaft der Welt geteilt hatten. Gold, der vornehmere von beiden, Silber aber gleich mächtig, weil immerhin nächst Gold das seltenste der Edelmetalle. Beide bildeten den Wertmesser im Austausch aller anderen irdischen Güter. Das dauerte bis zum Jahre 1873, wo das deutsche Reich das Gold zum Alleinherrscher erklärte. Seit dieser Zeit sind aber Veränderungen eingetreten, welche zu lebhaften theoretischen Erörterungen geführt haben. Es bildeten sich zwei Parteien, die sich scharf gegenüber stehen. Monometallisten und Bimetallisten. Erstere sehen von der Ansicht aus, daß die Grundlage einer Währungsordnung möglichst stabil sein müsse, und da Gold das seltenere Metall, und dessen Produktion im allgemeinen eine ziemlich gleichmäßige sei, so sei dies das gerügtere; die Silberproduktion sei öfteren Schwankungen unterworfen, daher werde auch das Wertverhältnis beider Metalle zu einander sich zeitweilig verschieben, und dadurch unangenehme Schwankungen und Störungen im internationalen Verkehr hervorrufen. Denn willkürlich mittelst der Gesetzgebung könne das Wertverhältnis nicht fixiert werden. Auf der anderen Seite aber sei die Produktion an Gold doch stark genug, um dem Bedarf zu genügen. Silber werde bei steigender Produktion das Gold aus dem Lande treiben, und dadurch werde eine minderwertige Valuta entstehen, welche wieder allerlei wirtschaftliche Nachteile herbeiführen müsse. Dagegen behaupten die Bimetallisten, die Goldproduktion reiche nicht aus, um dem Bedürfnis des Verkehrs zu genügen, die Basis des Geldes sei zu schwach, als daß die Bedingungen des gesamten Verkehrs auf dieselbe angebaute werden könnten, je mehr Staaten zur Goldwährung übergingen, desto bedenklichere Folgen werde dieselbe haben. Die Gefahr überhandnehmender Papiergeldzirkulation sei bei der Goldwährung näher gerückt, außerdem werde der hohe Wert des Zahlungsmittels den Wert der sonstigen Güter und Produkte herabdrücken, den Import begünstigen, und den Export nach Ländern mit minderwertiger Valuta beschränken, denn letztere wirke als Schutzoll.

Während nun in Europa der Streit der Meinungen noch herüber- und hinüberwogt, haben die Amerikaner die Lösung der Frage praktisch in die Hand genommen, und Schatzsekretär Windom brachte die bekannte von uns schon mehrfach an anderer Stelle erwähnte Vorlage ein, welcher zufolge der Staat jährlich für etwa 70 Mill. Doll. Silber — also etwa 10 Millionen mehr als die amerikanische Produktion beträgt — zu kaufen hat und dafür Schatzbons ausgiebt, welche an öffentlichen Käufen an Zahlung angenommen und nach Wahl des Bezügers in Gold, Silbermünzen oder Barren eingelöst werden sollen. Über die Modalitäten in letzterer Hinsicht schweben die Verhandlungen noch, aber daß irgend ein Gesetz zu Stande kommen werde, welches geeignet ist, der Silberwertung Halt zu geben, ist so ziemlich außer Zweifel und infolgedessen hat sich der Silberpreis in der jüngsten Zeit wieder ansehnlich gehoben. In Europa haben die Freunde der Doppelwährung seit der Ereignissen ohne Unterbrechung zugehört, dagegen sind die Partigänger des Goldes sehr erregt; zunächst wollte man an das Vorgehen Amerikas nicht glauben und sprach von einer starken Opposition, welche sich gegen die Windombill geltend mache, man überließ dabei, daß diese Opposition keine negative, sondern eine positive war, welche weitergehen wollte, als die Regierung es vorgeschlagen hatte. Wenn man ferner von schamlosen Untertrieben der „Silberkönige“, von großartigen Bestechungen spricht, so dürfte auch dies kaum zutreffend sein, da es nicht die Silberproduzenten des Landes sind, welche für die Remonetisierung des Silbers maßgebenden Einfluß ausüben, sondern die Vertreter der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion, die in der Vermehrung der Umlaufmittel den sichersten Schutz vor der Ausbeutung der Arbeit durch das mobile Kapital erblicken. Aber auch die Rücksicht auf den Weltverkehr ist hierbei bestimmend. Die Amerikaner rechnen sich aus, daß die Bevölkerung, welche Gold gebraucht, 180 450 000 Köpfe zählen dürfte und dieselbe geböre in der Industrie zu ihren Konkurrenten; die Nationen, welche Gold und Silber gebrauchen würden, wenn Silber in Amerika ganz remonetisiert würde, auf 132 500 000 Köpfe zu veranschlagen sein. Die nur Silber gebrauchenden Völker werden aber — allerdings wohl etwas willkürlich — auf 876 700 000 Köpfe taxiert. Dasselbe sind keine Industrievölker, sondern können Kunden Amerikas werden, Amerika könne das werden, was letzter England für China, Japan und Indien gewesen sei, darum aber müsse Amerika die Doppelwährung annehmen, damit seine Münze mit der Münze jener Völker pari stände, während 20 % bis 50 % zwischen ihrem pari und demjenigen der industriellen Länder mit Goldwährung liegen. Die Be-

rechnung ist etwas kühn, indessen weist sie doch auf andere Gesichtspunkte hin, unter denen die jüngste Aktion der Vereinigten Staaten zu betrachten ist, als einzig die „Verschwörung der Silberkönige“.

Die von den Anhängern der Goldwährung besonders stark betonte Gefahr einer Überschwemmung mit Papiergeld, einem Ausströmen des Goldes und einer Erschütterung der Valuta, wird in Amerika ersichtlich gering angeschlagen. Es ist in dieser Beziehung darauf aufmerksam zu machen, daß die neue Silberbill nicht eine bestimmte Menge von Silberprägungen vornehmen lassen will, sondern daß es sich um Barrenkäufe bis zu 4 1/2 Millionen Unzen monatlich handelt, unter der Bedingung, daß der Silberpreis niedriger als 1:16 oder etwa 50 Pence für die Unze bleibt. Die Partei der Goldwährung nimmt nun an, das Silber werde weniger wert bleiben, folglich müsse Amerika den ganzen Betrag kaufen, und daher erwartet man Goldabfluß und Verschlechterung der Valuta. Dagegen erinnert J. B. die „B. B. J.“ daran, daß der Silberpreis sehr bald 50 Pence erreichen werde, wenn ein Käufer vorhanden sei, der gezwungen sei, bis zu diesem Preise bedeutende Beträge zu kaufen. Sobald aber der Preis erreicht sei, laufe das amerikanische Schatzamt nichts mehr; es werde nur, wenn das Angebot die Nachfrage übersteige, kaufen. Sei aber der Preis von 50 erreicht und behauptet, so sei die Freigabe der Silberprägung möglich, die Unterlage für die wirkliche Doppelwährung geschaffen. Gold werde so wenig das Land verlassen, wie nach Annahme der Windombill, obwohl man dies damals ebenfalls befürchtet habe.

Daß eine Erhöhung des Silberwertes eine Verletzung des Exports, ein erweitertes Aufblühen des Geschäftes, ein Steigen der Preise fast aller Produkte, eine Verbilligung des Geldes und damit erneute Unternehmungskraft hervorrufen werde, wird von den Anhängern der Goldbasis nicht geleugnet, aber man fürchtet, diese Bewegung werde nicht von Dauer sein und müsse Katastrophen herbeiführen.

Tagesgeschichte.

Berlin, 9. Mai. Se. Majestät der Kaiser begab sich am heutigen Vormittag nach dem Tempelhofer Felde, um daselbst im Beisein der gesamten Generalität, der Militärbevollmächtigten und vieler anderer hoher Offiziere das Kaiser Alexander Garde-Grenadierregiment zu besichtigen. Nach dem Schluß der Exerziten nahm Se. Majestät jahrelange militärische Meldungen entgegen. Nachmittags 4 1/2 Uhr erteilte der Monarch dem Präsidium des Reichstages die nachgefragte Audienz und nahm noch einige Meldungen entgegen. — Um 1 Uhr verließ Se. Majestät von hier wieder nach dem Neuen Palais bei Potsdam zurück.

Die „Berl. Pol. Nachr.“ schreiben:

Selbst die hintersten Gegner Deutschlands mögen nicht zu behaupten, daß dem Weltfrieden von deutscher Seite irgend eine Gefahr drohe. Sie können daher den Inhalt und den sorgfältigen Geist der Thronrede über, wenn auch willkommene Anerkennung nicht verweigern. Ein Staatsmänn, dessen ausschlaggebende Persönlichkeiten von anderen als achtungsvoll freiergestimmten Bewunderern besetzt wären, könnte nicht seine besten Kräfte und materielle Kräfte auf Verwirrungen verwerfen, die ihre Verwirklichung nur am Ende einer durch genaue Zeit angeordnet fortgeführten, vor Jahren Bemühen nach Möglichkeit gehandhabten Neuaufstellung des Weltfriedens auf der Basis wirtschaftlicher und sozialer Verwirklichung des Bestehenden zu erreichen vermögen. Aber es liegt im Interesse der gebildeten Weltbevölkerung der auf Deutschlands nationaler Einheit, Kraft und Weisheit gegliederten internationalen politischen Ordnung, die Welt nicht zur Ruhe kommen zu lassen, deshalb reden sie möglichst wenig von den ausstehenden innerpolitischen Aufgaben, zu deren gemeinsamer Inangriffnahme und Lösung die Thronrede den Beschäftigten einladet, dafür aber desto mehr von den Reuevorlesungen militärischen Inhaltes, und gestalten sich darin, einen unzulässigen Widerspruch zwischen den Forderungen der deutschen Militärvoelger-

warten, ob der alte Herr gewillt ist, von Dineum dasjenige Notig zu nehmen,“ entgegnete Antonie und schälte neue Seide in ihre Radel ein, erdraf aber, als Regina heftig ausrief:

„Ja, ich könnte alles erwarten, wenn ich Deine Natur hätte, wenn ich da Tag und Nacht hindurch an solcher Priesterische mir die Augen zu verderben im stände wäre. Du kannst ruhig ausharren, bis es Deiner Mama gefällig sein wird, Holsted mit gänzlicheren Augen anzusehen, ich aber empöre mich gegen solche Tyrannen.“

„Was vermogst Du zu thun, um schnellere Nachricht von Deinem Onkel zu erlangen?“ warf Antonie ein. „Ich habere deshalb mit dem Schicksal! Ich bin in Verzweiflung, daß Jachinsky noch nicht wiederkehrt. Ich muß den Brief meines Onkels sehen; aus der Schrift erkenne man den Menschen; ich will wissen, ob der alte Herr gut oder böse ist.“

„Und diese Ungeduld, diese närrische Einbildung verleitet Dich zu Schritten, die Du später vielleicht bereuen.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Liebe Regina, Du gehst zu oft nach Jachinsky's Wohnung. Die Menschen haben schon genug laute Bemerkungen darüber zu machen.“

„Ich bin mit keiner Schuld bewußt und kümmer mich nicht um die Leute.“

„Aber Du thust Lothar damit wehe.“

„Wie! Lothar könnte glauben —?“ Antonie schlang den Arm um die Freundin. „Er glaubt daran nicht, Regina; aber er leidet und ich, seine Schwester, fühle mit ihm. Du sagtest vorher, Du wärst nicht durch heilige Bande an uns

Fenilleton.

Die milde Rose.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Was sagten sie von mir?“ „Daß Sie eine böse Frau wären und nicht verdienen, auf der Wähle zu sein, meinte die Regina.“ „Und was sagte er, ich meine, mein Vetter?“ „Alles, Frau Wälerin, konnte ich ja nicht verstehen, er sagte fast weiter nichts als: „Liebe Regina“, darauf gingen sie mitkommen fort und ich glaube, auf der Treppe haben sie —“ „Run was — Gustel? Du sagst es mir?“ schrie Frau Babette. „Ich glaube, auf der Treppe hat der Herr die Regina gar umfaßt.“ „Gustel's Bericht war diesmal detart, daß er um seinen Thaler kam; denn Frau Babette hielt ihn herzlich und mit freudiger Stimme hinausgehen.“ Eine Stunde später sah wieder die Schulfreundinwitwe am Lager ihrer Freundin; aber jetzt fand sie keine Gelegenheit, von der blonden Gese und dem Vetter zu reden; denn Frau Babette lag im heftigsten Fieber.

XI.

Es schneite dicht, und die Luft war scharf und eisig. „Sui! Das böse Wetter kann einem die beste Laune verderben, ich bin vollständig von Schnee bedeckt!“

Mit diesen Worten trat Regina in ihr kleines behagliches Zimmer ein, in dessen Ofen das Feuer noch lustig prasselte.

Antonie, mit der sie das Zimmer noch immer teilte, saß am Fenster mit einer pfeiflichen Verleumdung beschäftigt, augenscheinlich einem Weihnachts-gesicht für den Geliebten.

„Wie kommst Du Dich nur bei diesem Wetter aus dem Hause wagen?“ erwiderte die Freundin, ihr Hut und Mantel abnehmend. „Geschwind gehe an den Ofen und erwärme Dich!“

Regina folgte der wohlgemeinten Weisung, während sie begann:

„Denke Dir, Antonie, Jachinsky ist noch nicht zurückgekehrt, ich fand seine Wohnung sogar verschlossen, nicht einmal der Gustel ließ sich blicken, der mir vielleicht hätte Auskunft geben können.“

„Er wird schon kommen“, tröstete Antonie, indem sie ihre Arbeit wieder zur Hand nahm.

„Ja einmal muß er zurückkehren, aber wann?“ „Liebe Regina, Du bist auch gar zu ungeduldig!“ „Ungeduldig? Ja, in diesem Tone kannst Du und auch die Mama schon reden. Ihr beide habt kein Blut in den Adern“, rief Regina ärgerlich und stellte sich jetzt ans Fenster. „Ihr wißt nicht, was das heißt, in der großen weiten Welt nur einen einzigen zu besitzen, mit dem man durch Bande des Blutes verknüpft ist. Stehe ich nicht sonst ganz allein?“

„Ain, liebe Regina“, entgegnete Antonie. „Ist Dir der treue Mensch, der Hans, sind wir Dir nichts mehr?“

Regina sah die Freundin fast vorwurfsvoll an. „Dein Einwand ist fast angerichtet; wohl habe ich

den Hans unendlich lieb, aber hat er nicht durch mich schon genug gelitten? Kann ich noch mehr von ihm verlangen? Mit welcher Gefahr ist kein Kommen verbunden? Muß er sich vor dem Vormund nicht wie ein Verbrecher verbergen? Und auch Ihr seid mir teuer und hab ich mich lieb, selbst Deine Mama vergißt oft, daß ich das Kind eines Wälers bin, und stellt mich Euch gleich, doch bleibe ich darum nicht minder eine Waise? Ihr knüpft neue Bande an, ich bleibe allein, ich bin nicht durch heilige Bande an Euch gefesselt.“

„Regina, ich muß Dir mein Herz ausschütten. Nach diesem Verwandten sehnt sich meine Seele mehr, als ich's aussprechen kann. Er bildete den Traum meiner Kindheit von dem Vaterlande ab, als ich, durch eine Fremde verdrängt, dem Vaterlande selbst fremd wurde. Vor meinem geistigen Auge sehe ich diesen Onkel, ich höre seine Stimme klang und freundlich zu mir reden, er blickt mich an mit den Augen meiner teuren Mutter! Und jetzt, wo ich der Bewirtung meiner innigsten Hoffnungen so nahe bin, wo ich von dem Dasein dieses Onkels sichere Kunde erhalte, soll ich meinem Herzen gebieten, ihm nicht stürmisch entgegenzuschlagen?“

„Liebe Regina, Du verstehst mich falsch; ich sage nicht, Du sollst diesen Onkel nicht mit der Liebe einer Verwandten gedenken, nur die Verhältnisse sollst Du etwas klarer übersehen. Es gelangte an den Magistrat in der Heimstadt Deiner Mutter ein Schreiben aus Kalkutta von einem alten Herrn, der sich nach seiner in Europa lebenden Schwester erkundigt. Diese Deine liebe Mutter ist tot, jetzt mußt Du doch erst ab-

warten, ob der alte Herr gewillt ist, von Dineum dasjenige Notig zu nehmen,“ entgegnete Antonie und schälte neue Seide in ihre Radel ein, erdraf aber, als Regina heftig ausrief:

„Ja, ich könnte alles erwarten, wenn ich Deine Natur hätte, wenn ich da Tag und Nacht hindurch an solcher Priesterische mir die Augen zu verderben im stände wäre. Du kannst ruhig ausharren, bis es Deiner Mama gefällig sein wird, Holsted mit gänzlicheren Augen anzusehen, ich aber empöre mich gegen solche Tyrannen.“

„Was vermogst Du zu thun, um schnellere Nachricht von Deinem Onkel zu erlangen?“ warf Antonie ein. „Ich habere deshalb mit dem Schicksal! Ich bin in Verzweiflung, daß Jachinsky noch nicht wiederkehrt. Ich muß den Brief meines Onkels sehen; aus der Schrift erkenne man den Menschen; ich will wissen, ob der alte Herr gut oder böse ist.“

„Und diese Ungeduld, diese närrische Einbildung verleitet Dich zu Schritten, die Du später vielleicht bereuen.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Liebe Regina, Du gehst zu oft nach Jachinsky's Wohnung. Die Menschen haben schon genug laute Bemerkungen darüber zu machen.“

„Ich bin mit keiner Schuld bewußt und kümmer mich nicht um die Leute.“

„Aber Du thust Lothar damit wehe.“

„Wie! Lothar könnte glauben —?“ Antonie schlang den Arm um die Freundin. „Er glaubt daran nicht, Regina; aber er leidet und ich, seine Schwester, fühle mit ihm. Du sagtest vorher, Du wärst nicht durch heilige Bande an uns